

Von Toulouse bis Avignon. Neuere Forschungen zur südfranzösischen Gotik

FRANÇOISE ROBIN, *Midi gothique. De Béziers à Avignon. Paris 1999. 392 S., zahlr. Abb.* – ANDREAS CURTIUS: *Die Kathedrale von Lodève und die Entstehung der languedokischen Gotik. Hildesheim, Zürich, New York 2002 (= Studien zur Kunstgeschichte, Bd. 143), 618 S., 588 Abb., Pläne.* – Congrès archéologique de France 154/1996 (Toulousain et Comminges). *Paris 2002, 354 S., zahlr. Abb.* – DOMINIQUE VINGTAIN (Hg.): *Monument de l'histoire. Construire, reconstruire le Palais de Papes, XIV^e - XX^e siècle. Ausst. Kat. Avignon 2002. Avignon 2002, 288 S., zahlr. Abb.*

Die südfranzösische gotische Architektur fristet in der Forschung ein Schattendasein gegenüber den berühmten Kathedralen der Ile-de-France, allen voran jenen von Paris, Chartres, Reims und Amiens, deren Renommee schon auf das Mittelalter zurückgeht. Doch darf darüber nicht vergessen werden, daß Südfrankreich im Spätmittelalter eine wesentliche Rolle spielte, um nur Avignon als Sitz des Papsttums im 14. Jh. und die Großstadt Toulouse als Zentrum der Bettelorden zu nennen. Dementsprechend ist keineswegs von vornherein davon auszugehen, daß das damalige Baugeschehen nur im Windschatten der großen Entwicklungen nachfolgte, und es ist erfreulich, daß auch die von Anne Prache herausgegebene Reihe regionaler Gotikinventare recht schnell den Süden entdeckt hat. In dem anzuzeigenden Band gibt *Françoise Robin* einen Überblick über die zahlreichen großen und kleineren gotischen Profan- und Sakralbauten zwischen Béziers und dem unteren Rhôneal. Ihre einführende, dankenswert detaillierte Darstellung der historischen und architektonischen Entwicklung, die insgesamt stark ereignisgeschichtlich und handfest gehalten ist, schreibt die traditionelle Formen- und Motiventwicklung fort, bietet darüber hinaus aber einen Überblick über die Forschungsgeschichte. Die alten Topoi werden verfeinert und differenziert wiederholt: das autochthone Element der südfranzösischen Gotik sei die Saalkirche, die Rippenwölbung dagegen eine von außen vermittelte Innovation. Dies ist hier

zum ersten Mal für die Region mit umfassender Monumentenkenntnis beschrieben; die lückenhafte Gesamtdarstellung von Raymond Rey war schon bei ihrer Veröffentlichung 1934 nicht auf der Höhe ihrer Zeit. Deshalb leistet Robins Buch einen wichtigen Beitrag zur vertieften Kenntnis des gotischen Bauens im Midi. In den vielen längeren und kürzeren Besprechungen großer (Papstpalast von Avignon, Kathedrale von Béziers) wie kleinerer, praktisch unbekannter Bauten (Sérignan, Caderousse, Montagnac) wird vor allem die recht häufige frühe Rezeption nordfranzösischer Elemente bereits seit dem 1. Viertel des 13. Jh.s deutlich. Auffällig ist etwa die Übernahme nordfranzösischer Motive im Neubau der Kathedrale von Béziers nach 1215 bzw. burgundischer Motive in der Zisterzienserinnenkirche von Le Vignogoul (wohl vor 1250).

Robin ist durchgehend um gewissenhaftes Beschreiben und genaue Chronologie auf der Höhe des französischsprachigen Forschungsstands bemüht. Ihre bibliographischen Angaben erfassen die französischen Beiträge bis zurück in das 19. Jh., allerdings nur in einigen Fällen nichtfranzösische Untersuchungen. Des Rezensenten Darstellung der gotischen Architektur des Languedoc (*Imitare ecclesias nobiles. Die Kathedralen von Narbonne, Toulouse und Rodez und die nordfranzösische Rayonnantgotik im Languedoc. Worms 1992*) etwa scheint Robin nicht bekannt zu sein. Unkritisch werden manche inhaltlichen Widersprüche tradiert. Auffällig ist etwa die der älteren Forschung folgende gemeinsame Datierung der – gestalterisch deutlich differierenden – Bauteile von Chor und Langhaus der Kathedrale von Béziers auf kurz vor 1300. Angesichts der offensichtlichen regionalen Vorbildwirkung des Chores verschieben sich dadurch auch die Daten der Nachfolgebauten Lodève und Sérignan ungebührlich



Abb. 1
Lodève/Hérault, ehem.
Kathedrale Saint-
Fulcran von Norden
(M. Jeiter)

nach hinten. Viel wahrscheinlicher und durch – bei Robin nicht genannte – Quellen gestützt, dürfte der Chor in der Mitte des 13. Jh.s entstanden sein (s. u. zu Curtius, außerdem Freigang, *Imitare*, S. 234).

Trotz der schätzenswerten Behandlung unbekannter Bauwerke handelt es sich nicht um ein Gesamtinventar gotischer Architektur der Region. Ein deutlicher Schwerpunkt liegt auf der Gegend um Montpellier, wohingegen man so wichtige Bauten wie etwa Sainte-Marthe oder das Schloß in Tarascon vermißt (Avignon, Montfavet und Carpentras als andere linksrheinische Bauwerke sind indessen behan-

delt). Auch die riesige, gerade auch im 13. Jh. weiter aktive Baustelle der Abteikirche von Saint-Gilles-du-Gard ist nur an untergeordneter Stelle erwähnt. Und schließlich würde man sich erhoffen, daß das von Robin getreulich befolgte Schema von Kurzmonographien – Chronologie, Beschreibung, Vergleichsbauten, Ausstattung – sich auch weiteren Gebieten wie Liturgie, Stiftungs- und Grabmalwesen weiter öffnete.

Zu der Gesamtdarstellung Robins kontrastiert die umfangreiche Monographie von *Andreas Curtius* zur Kathedrale von Lodève (Abb. 1-4).

Es hat zunächst etwas Kurioses an sich, daß ein insgesamt bescheidener Bau eine solch eindringliche Bearbeitung auf über 600 Seiten erfährt. Doch sollte man den zweiten Teil des Titels ernstnehmen: Über der kleinteiligen Beschäftigung mit dieser dreischiffigen, querhauslosen Basilika mit langgestrecktem Chor wird ein gewichtiger Beitrag zur »Entstehung der languedokischen Gotik« entwickelt. Was den frühesten Bauteil, die Apsis (Abb. 2-4), betrifft, galt der Bau schon seit langem als ein »Ableger« des analogen Bauteils der Bischofskirche von Béziers (Abb. 5). Durch dessen Spätdatierung war indessen Lodève vollständig in die »chronologische Provinz« des fortgeschrittenen 14. Jh.s. abgedrängt. Curtius widmet sich nun zunächst im Sinne einer klassischen Baumonographie der Stadt, der Diözese, dem Bauwerk und seinen Bauherren. Reichhaltigkeit der Aspekte und minutiöses Beobachten zeitigen zahlreiche neue und stichhaltige Ergebnisse, darunter eine verfeinerte relative Chronologie, die fünf Phasen von um 1270 für die Apsis und dem wenig späteren Langchor bis in die Mitte des 14. Jh.s. für die Westfassade unterscheidet. Die Entdeckung einer auf 1288 datierten Epitaphinschrift am südlichen Langchor liefert einen eindeutigen *terminus ante quem* für den Baubeginn. Aufgrund von minutiösen Formvergleichen kommt Curtius so zu einem Baubeginn um 1270, also unmittelbar vor den großen, eindeutig an der entwickelten Rayonnantgotik Nordfrankreichs inspirierten Kathedralneubauten der Region, Narbonne, Toulouse und Carcassonne. Diese Datierung ist zwar nicht ganz neu, verweist nun aber auf Grund der neuen Faktenlage endgültig die immer wieder grundlos vertretene Auffassung eines Beginns um 1331 ins Reich der Legende. Diese Datierung bestätigt den Beginn der Bautätigkeit ca. in den 60er Jahren auch im – sicher älteren – Béziers. Damit wird zusammen mit anderen Bauwerken, vor allem der Stiftskirche Saint-Paul in Narbonne, der Zisterzienserinnenkirche in Le Vignogoul oder der Chapelle Saint-



Abb. 2 Lodève, ehem. Kathedrale Saint-Fulcran, Chor von Norden (Curtius, Abb. 84)

Radulpe an der Kathedrale von Carcassonne eine intensive Tradition nordfranzösisch geprägten gotischen Bauens im Midi deutlich. Zusammen mit der – allerdings in wichtigen Punkten zu korrigierenden – Darstellung von Robin ergibt das Buch ein sehr differenziertes Bild vom frühgotischen Bauen der Region. Curtius rückt manche Ungenauigkeiten und Widersprüche meiner eigenen Darstellung zurecht. Weiterer Kenntniszuwachs ist demnächst in der eingehenden Darstellung der dortigen Zisterzienserinnenkirchen durch Wolf-Heinrich Kulke zu erwarten (Vorbericht: Zwischen Ordens-Tradition und Stifter-Repräsentation – die frühgotische Architektur der zisterziensischen Frauenklöster in Südfrankreich, in: *Das Münster* 55/2002, S. 167-175). Grundlegend ist Curtius' Kritik an der noch immer – etwa bei Vivian Paul (The Beginnings of Gothic Architecture in Languedoc. In: *Art Bulletin* 70/1988, S. 104-122) – zu lesenden Annahme, für die Region sei insbesondere der Saalbau charakteristisch, der um 1270 entweder durch Importmodelle, vor allem die »klassische gotische Kathedrale«, ersetzt oder aber wie in Albi »gotisiert« worden sei. Hier ist mit Curtius zu unterscheiden: Anregend diskutiert er verschiedene Faktoren, die bei Transfer und Aneignung fremder Dis-



Abb. 3
Lodève,
ehem. Kathedrale Saint-
Fulcran, Chor,
Inneres nach Osten
(Curtius, Titelbild)

positionen zu beachten waren: die Ranghöhe der kirchlichen Institution, ihre Möglichkeiten der Repräsentation im Spannungsfeld zwischen lokaler Tradition und technischer Innovation, der Repräsentationswert von Bauformen wie Pfeilern, Maßwerken, Apsisgliederungen usw. Hinzu kommen die Wünsche des jeweiligen Stifters hinsichtlich Pracht oder Schlichtheit. Einsichtig macht Curtius etwa deutlich, daß die Apsis von Béziers in der Stiftskirche von Sérignan (Abb. 6) im Zug

einer maßstäblichen Verkleinerung der Hauptkirche kopiert wurde, während in Lodève die Abhängigkeit von Béziers als bewußte Reduktion zu beschreiben ist, erkennbar etwa an dem Verzicht auf Paßformen in den Maßwerkkreisen. Wenn er zwischen »Stilniveau« und »Stilmodus« unterscheidet, sucht er Warnkes Begriff des Anspruchsniveaus – das sich an einer absoluten sozialen Rangskala mißt – mit Suckales rhetorischem Begriff des »Stilmodus« zu verbinden. Die Bewertung eines

Bauwerks erfordert eben Rücksicht auf den komplexen historischen Zusammenhang, der die Parameter von Stilniveau und Stilmodus definiert. Von daher stellt sich auch die Frage der höchst anspruchsvollen Rezeption neuester Formensprachen, wie sie ab ca. 1270 in Narbonne zu finden ist, in neuem Licht: Der Referenzrahmen mußte gegenüber demjenigen der bescheideneren Bauten in Béziers und Lodève weiter, gleichsam überregional sein und erklärt den beträchtlichen Qualitätsprung von Saint-Just in Narbonne gegenüber dem wenig älteren Saint-Fulcran in Lodève.

In diesem Zusammenhang bringt Curtius den Kathedralchor von Lodève mit dem um etwa zwanzig Jahre älteren Chor der Kölner Franziskanerkirche in Verbindung. In der Tat gibt es in beiden Bauten angesichts der hohen Polygonfenster mit einfacher Kreisfüllung im Couronnement Gemeinsamkeiten. Curtius verfällt nicht in den Fehler, hieraus nun eine direkte »Filiation« von Köln nach Lodève abzuleiten. Vielmehr seien beide Bauten Ausdruck gleichsam programmatischer Nüchternheit und Einfachheit, eines an franziskanischer Bauaskese orientierten Verzichts auf übertriebenen Luxus. Curtius möchte für die Kathedrale einen »asketischen Stil« erkennen, der weniger Resultat finanzieller Sparsamkeit als programmatischer Ausdruck bestimmter Frömmigkeitsauffassungen ist. Der Autor ist allerdings so ehrlich und umsichtig zuzugeben, daß sich kaum untermauernde Argumente für eine derartige Politik des lodovicensischen Klerus finden lassen. Vor allem sollte Vorsicht bei einer zu ausschließlichen inhaltlichen Interpretation allein der architektonischen Struktur eines Bauwerks walten, denn für die Bemessung von materiellem Aufwand und inhaltlicher Programmatik sind vor allem auch geistliche Investitionen (Reliquien, Klerikerstellen) und Stiftungen zu Ausstattung, Glasmalerei usw. mit in Rechnung zu ziehen. So will es scheinen, daß die verfeinerten rhetorischen Kriterien gotischen Bauens, die Curtius anregend und subtil eruiert, eher als hermeneutisches Instrument denn als Rekonstruktion eines historischen Diskurses verstanden werden sollten.

Der 1996 im Toulousain und im Comminges abgehaltene und 2002 erschienene *Congrès archéologique* enthält insbesondere eine spektakuläre, viel Diskussionsstoff bietende Darstellung von Saint-Sernin in Toulouse durch Henri Pradalié. Die frühen Teile werden, aufbauend auf den historischen Untersuchungen von Patrice Cabau, bedeutend vordatiert – wobei hier kritisch vermerkt sei, daß der nun-

mehr angenommene Baubeginn um 1060 sich nicht auf positive Argumente, sondern auf die plausible Entkräftung des bislang gültigen Datums in den späten 70er Jahren stützt. Doch ist diese Epoche nicht unser Gegenstand. Was eine innovative, interdisziplinär ausgerichtete Gotikforschung anbetrifft, enttäuscht der *Congrès*-Band über weite Strecken. Lehrreich und wichtig für die Geschichte des Städtebaues sind immerhin die dichten Ausführungen von Maurice Berthe zur Gründung von Beaumont-de-Lomagne in den 70er Jahren des 13. Jh.s. Die Stadt ist ein charakteristisches Beispiel für die zahlreichen Neugründungen sogenannter »bastides« in Südwestfrankreich. Diese wurden, wie auch das untersuchte Beispiel vorführt, häufig auf einem schachbrettartigen Grundriß mit zentralem Marktplatz angelegt. Wie Berthe nun zeigt, stellt die regelhafte Gestalt keineswegs ein notwendiges Merkmal solcher Stadtgründungen dar. Vielmehr wurde eine Palette juristischer und ökonomischer wie geistlicher und politischer Faktoren zugrundegelegt. Dies betrifft das Zusammenwirken zwischen geistlichen und weltlichen Instanzen – im vorgestellten Fall der Zisterzienserabtei Grandselve und des französischen Königs –, die Berechnung der notwendigen Infrastruktur (Agrarstruktur, Bevölkerungszahl, Stadtfunktionen mit entsprechenden Institutionen), der regionalen und überregionalen Vernetzung mit anderen Neustädten und alten Zentren u. v. m.

An der ehem. Kathedrale von Rieux-Volvestre (Christine Jimenez) fällt auf, daß das erst 1317 auf Kosten der Diözese Toulouse gegründete Bistum als Hauptkirche ein erstaunlich bescheidenes Gebäude errichtete. An einen älteren Chor fügte man zwei neue Joche als Langhaus an; einziges aufwendiges Baumotiv ist, wie vergleichbar etwa in der Stiftskirche in Montréal (Aude), ein aufwendiges, ehemals mit reichem Skulpturenschmuck versehenes Wimpergportal.

Die übrigen Beiträge zu gotischen Bauten verzichten weitgehend darauf, neue Erkenntnisse beizusteuern oder jüngere Methoden der Gotikforschung fruchtbar

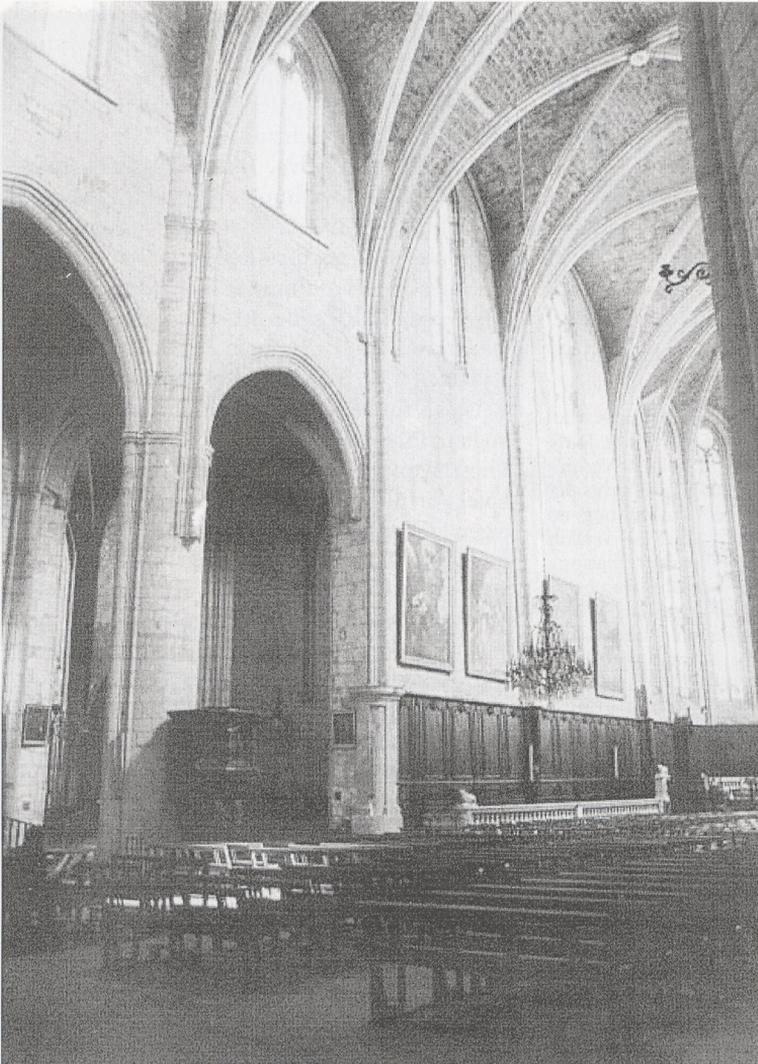


Abb. 4
Lodève, ehem. Kathedrale Saint-Fulcran,
Chor, Inneres nach Nordost (A. Curtius)

aufzunehmen oder zu diskutieren, auch bei gewichtigen Bauten wie der Kathedrale von Saint-Bertrand de Comminges, der Dominikanerkirche (Jacobins) sowie der Kathedrale von Toulouse. Wenn im Beitrag über Saint-Bertrand (Jean Rocacher) auf jeden Belegapparat verzichtet ist, droht dem Text die wissenschaftliche Relevanz abhandenzukommen. Ähnliches gilt für den Beitrag von Maurice Prin zur Bauchronologie der Dominikanerkirche von Toulouse, also jenes berühmten zweischiffigen Kirchenbaus mit seiner Reihe schlanker Mittelstützen (Abb. 7). Hier wird ein weiteres Mal des Autors mittlerweile etwa dreißig Jahre alte

Chronologie vorgestellt, die sicherlich zu revidieren wäre. Prin ist zuzustimmen, wenn er einen um die Mitte des 13. Jhs entstandenen ersten zweischiffigen Bau annimmt. Dessen alte Westfassade ist in der des Neubaus in großen Teilen sichtbar. Sodann ist durch Grabungsfunde gesichert, daß der östlichste Pfeiler, der berühmte *palmier*, nachträglich etwas nach Osten aus dem Rhythmus der Arkadenabfolge gerückt wurde. Die fünf bei Prin rekonstruierten Bauetappen der heutigen Kirche beruhen hingegen generell auf Schlüssen aus Detailbeobachtungen, die z. T. Prin allein während Restaurierungsmaßnahmen gemacht hat, die aber nicht



Abb. 7
Toulouse, Eglise des
Jacobins, Inneres nach
Südost, Zustand zu
Anfang des 20. Jh.s (Zl.
Nachlaß Graf Vaxthum)

Abb. 5
Béziers, Kathedrale
Saint-Nazaire, Inneres
nach Nordost (M. Jeiter)

mehr ohne weiteres nachprüfbar sind. Zudem enthalten die Schlüsse Ungereimtheiten, wie die Annahme eines zunächst einschiffigen Chorneubaus von 20 m (!) Breite, aber nur ca. 13 m Höhe. Die Klärung der Chronologie der Jacobins wäre allein deswegen wünschenswert, weil es sich um einen der wichtigsten erhaltenen Großbauten des Ordens handelt. Zudem wissen wir, daß hier schon in der 2. Hälfte des 13. Jh.s Bürger ganze Chorkapellen stifteten – für die Erforschung des Stiftungswesen stellt der Bau eine ergiebige Quelle dar!

Was Michèle Pradalier-Schlumbergers Beitrag zum Chor der Kathedrale Saint-Etienne von

Toulouse angeht, ist auch hier die Auseinandersetzung mit der jüngeren (und der deutschen) Forschung nur ansatzweise gesucht. Eine deutliche Absetzung hält die Autorin in der Frage nach dem Baubeginn für wichtig. Sie tritt hier wie schon in einer früheren Studie (*La sculpture des chapelles de Bertrand de l'Isle*. In: *Mémoires de la Société archéologique du Midi de la France* 48/1979-80, S. 121–163) für eine Frühdatierung der Bauvorbereitungen für



Abb. 6
Sérignan/Hérault,
ehem. Stiftskirche,
Chor, Detail (Freigang)

den Chor Neubau ein, der unter dem Bischof Bertrand de l'Isle-Jourdain (reg. 1274-86) initiiert wurde (Abb. 8). Die Annahme eines sehr frühen Planungsbeginns ist sicher möglich, doch widersprechen ihr bestimmte Dokumente (cf. Freigang, *Imitare*, S. 129).

Auch die weitere Abhandlung des Bauwerks folgt im wesentlichen den genannten älteren Ausführungen Pradalier-Schlumbergers. Anhand der Schlußsteinskulptur wird eine relative Bauchronologie bis in die Mitte des

14. Jh.s präsentiert, die im wesentlichen im Uhrzeigersinn vom nördlichen zum südlichen Langchor voranschreitet. Man vermißt die Diskussion etwa von (immerhin angedeuteten) bauarchäologischen Argumenten (Behinderungen durch den Altbau der Kathedrale, Einsatz verschiedener Materialien, Frage eines im Ansatz steckengebliebenen Nordquerhauses, Einsatz von Profilschablonen), der eigenartigen Konzentration des Baugeschehens auf die Seitenkapellen sowie Fragen zu deren Funktionen oder zur Präzisierung der architekturgeschichtlichen Stellung des Chorbaues, den möglichen Motiven der Wahl des Stilidioms usw.



Abb. 7
Toulouse, Eglise des
Jacobins, Inneres nach
Südost, Zustand zu
Anfang des 20. Jh.s (ZI,
Nachlaß Graf Vitzthum)

Statt dessen wiederholt die Autorin ihre unhaltbare »Ableitung« der über Durchgänge kommunizierenden Kranzkapellen von dem doppelten Umgangschor in Saint-Denis.

Die Diskussion um den hochgotischen Neubau hätte auch im Licht der neueren verdienstvollen Studien Quitterie Cazes' zu den romanischen und frühgotischen Vorgängerbauten neu aufgenommen werden können. Die Ergebnisse der bauarchäologischen Untersuchungen im Bereich der Südseite des Kathedralchores, dessen Mauerwerk in großen Teilen dasjenige des Nordflügels des berühmten romanischen Kreuzgangs bildet, hat Cazes

zusammen mit Ausführungen von Olivier Testard zum frühgotischen Langhaus in demselben Band publiziert. Cazes rekonstruiert eine Kathedralgruppe, die aus der südlich des Kreuzgangs gelegenen, in barocker Form erhaltenen Kirche Saint-Jacques sowie dem eigentlichen Kathedralbau nördlich des Kreuzgangs – aber über diesen weit nach Westen hinausragend – bestand. Der Vorgängerbau der gotischen Kathedrale sei ein querhausloses, 85 m langes dreischiffiges Gebäude von ca. 20 m Breite gewesen, das im Westen mit einem auskragenden Westriegel abgeschlossen habe. Man möchte indessen die Rekonstruk-



Abb. 8
Toulouse, Kathedrale
Saint-Etienne, Inneres
nach Osten (Marburg
32624)

tion nicht nur ob der ungewöhnlich langgestreckten Proportionen des angenommenen Grundrisses in mancher Hinsicht in Frage stellen. Denn es fällt als eigenartig auf, daß der romanische Vorgängerbau im Westen Strebepfeiler aufweist, nicht aber der angenommene »Chor« neben dem Kreuzgang. Unerklärt bleibt, warum von dessen Nordflügel gleich drei Eingänge in einen Chor daneben geführt haben sollten. Wären hier nicht doch viel eher Klausurgebäude anzunehmen, etwa das Refektorium, das bei Cazes ohne dokumentarische Grundlage in ungewöhnlicher Weise

lotrecht an den Kreuzgangsstflügel anschließen muß? Die alte Kirche Saint-Etienne, auf dem Terrain des heutigen Langhauses gelegen, hätte wie dieses vor allem Pfarrfunktion gehabt und den Kreuzgang somit kaum berührt. Wie dem auch sei, die Rekonstruktion von Cazes bedarf sicherlich noch weiterer, nur durch Grabungen zu gewinnender bauarchäologischer Argumente. Und erst diese werden auch Klarheit über die Nutzung der Vorgängerbauten des hochgotischen Chores – romanischer Hochchor oder Klausurgebäude des Kapitels? – erbringen.

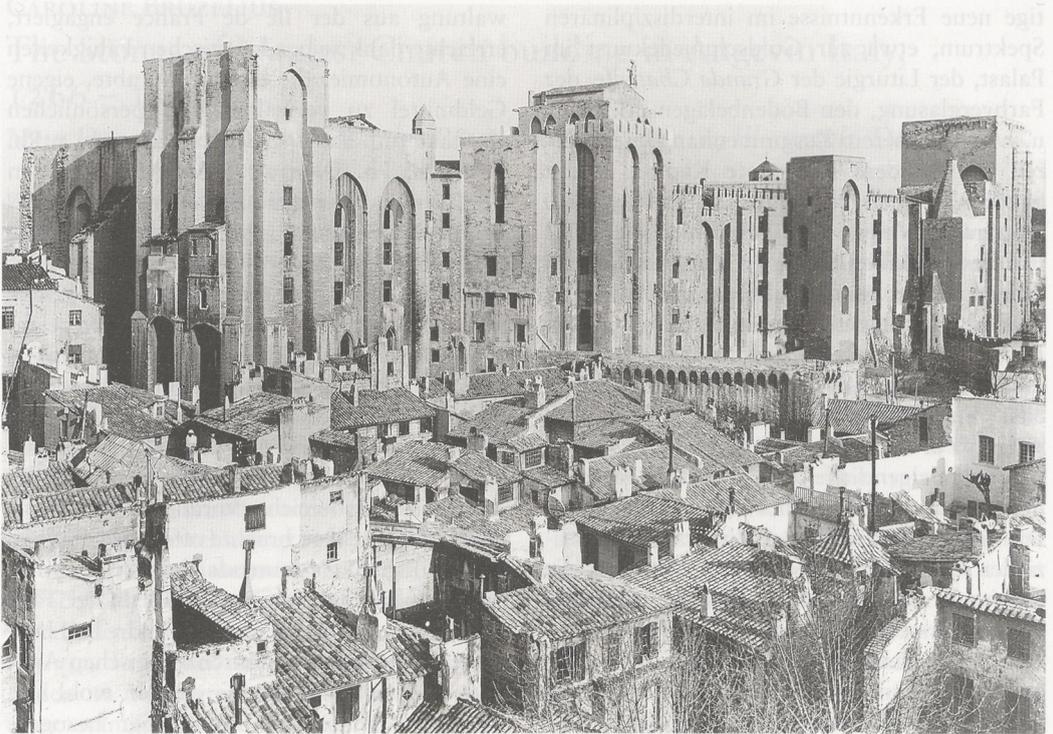


Abb. 9 Avignon, Altstadt mit Papstpalast, links die Tour Saint-Laurent, historische Aufnahme (Marburg 824909)

Sicherlich war der *Congrès* seit jeher – und mit gutem Grund – ein zutiefst positivistisches Organ, das Bauten und Architekturkomplexe historisch und archäologisch erschließen und nicht theoretische Konzepte zur Diskussion stellen will. Doch muß angemerkt werden, daß die Konzentration auf Einzelbauwerke, wie sie dem *Congrès* seit seiner Gründung vor 170 Jahren fast unverändert eignet, mittlerweile reformbedürftig geworden ist, weil sie neueren, stärker kontextbezogenen Fragestellungen nicht immer gerecht wird. Doch überdies wird in den hier kritisch vorgestellten Beiträgen ein Sichverschließen gegenüber aktuellen Positionen der Forschung bemerkbar, die einer fruchtbar diskutierenden und interdisziplinär sich legitimierenden *archéologie médiévale* sicher nicht zuträglich ist.

Eine andere Herangehensweise zeigt der Katalog der Ausstellung *Monument de l'histoire. Construire, Reconstruire le Palais des Papes* zum Papstpalast in Avignon, die 2002 in demselben stattfand. Der Obertitel war in der Tat Programm, denn es ging nicht allein um die Erkundung der Residenz der Päpste im 14. Jh., sondern um die Präsentation eines komplexen, historisch gewachsenen *lieu de mémoire*. Entsprechend wurde dieser unter Aspekten der mittelalterlichen Baupraxis, der Ausstattungskultur, des Zeremoniells, der beständigen funktionalen Umnutzung, der künstlerischen Rezeption und der massenmedialen Umdeutung befragt und ausgestellt – bis hin zu seiner unter der Volksfrontregierung 1936 initiierten Nutzung als Festivalspielort. Eine Reihe von Beiträgen des Kataloges erbringt somit wich-

tige neue Erkenntnisse im interdisziplinären Spektrum, etwa zur Goldschmiedekunst im Palast, der Liturgie der *Grande Chapelle*, der Farbverglasung, den Bodenbelägen im Palast u. v. m. In unserem Zusammenhang interessieren insbesondere bestimmte Kapitel in der Sektion »Edifier le Palais ...« (S. 23-134). Dominique Vingtain resümiert hier übersichtlich den aktuellen Stand der Bauchronologie. Valérie Theis weist darauf hin, daß die zeitgenössische Chronistik ein Problem mit der päpstlichen Bautätigkeit hatte. Bauaktivität und Mäzenatentum als Tugenden herrscherlicher *munificentia* konnte man im Fall von Avignon ja nicht ohne weiteres loben, wenn nicht das eigentliche Zentrum der Christenheit, Rom, aus dem Blickfeld geraten sollte. Die Erwähnungen von Bauaktivität in der offiziellen Chronistik setzen daher Akzente, die man wohl als halboffizielle Wahrnehmung des Bauens verstehen darf. So wird unter Benedikt XII. der Palast dezidiert als Festung dargestellt, während unter Clemens VI. sich der Schwerpunkt auf die reiche Ausstattung und die gelehrten Bildprogramme sowie die Finanzierung großer Sakralbereiche wie v. a. der *Grande Chapelle* verschiebt. Implizit folgt die Chronistik hier einer geänderten Politik, die Avignon zunehmend als neues Rom anerkennt. Im Lichte solcher Überlegungen zu einem nicht unproblematischen Bauluxus könnte auch zu erklären sein, warum der Papstpalast in fast allen seinen Bauteilen (abgesehen etwa vom Portal der Großen Kapelle) auf raffinierte architektonische Detailausarbeitung verzichtet – ganz im Gegensatz zu manch einer der damals ausgebauten bzw. gegründeten Kardinalskirchen der Stadt. Philippe Bernardi und Philippe Dautrey zeichnen detailliert die Karriere von Jean de Louvres, dem »Bauleiter« des Papstpalastes von 1343 bis 1357, nach: ein wichtiges Beispiel eines »Hofkünstlers«. Jean de Louvres, als Bauunternehmer getrennt von der Finanzver-

waltung aus der Ile de France engagiert, erreichte dank seiner logistischen Fähigkeiten eine Autonomie, die es ihm erlaubte, eigene Geldmittel zu verwalten und persönlichen Kontakt zum Papst selbst zu pflegen (s. a. Ph. Bernardi, Ph. Dautrey, J.-M. Mignon: Jean de Louvres: un maître des œuvres du Palais des Papes d'Avignon (1342-1358), in : Odette Chapelet (Hg.): *Du projet au chantier. Maîtres d'ouvrage et maîtres d'œuvre aux XIVe-XVe s.*, Paris 2001, S. 37-58). Beide Autoren zeichnen auch weitere Artikel, die die Bauorganisation des Avignoneser Palastes näher untersuchen. U. a. wird hier deutlich, in welcher hohen Maße vor allem unter Clemens VI. eine umfassende Modernisierung und Spezialisierung der Zuständigkeitsbereiche vorangetrieben wurde. Der Papstpalast brachte offenbar gerade in der Baulogistik bedeutende Innovationen mit sich. Konkret aufzuzeigen ist dies an der Tour Saint-Laurent (Abb. 9), die Andreas Hartmann-Virnich einer bauarchäologischen Analyse unterzieht. Die Steine wurden wohl von mehreren Lieferanten vorgefertigt bezogen. Diese arbeiteten nach einfachen Maßvorgaben – einem Fugenabstand von einem Palm (24,7 cm) – und markierten ihre Produkte mit je einem Steinmetzzeichen. Für die Errichtung jeder Lage brauchte man dank der Vereinheitlichung nur ca. zwei Arbeitstage, so daß der gewaltige Turm innerhalb von 270 Tagen vollendet war. Gottfried Kerscher steuerte einen Beitrag über die zeremonielle Nutzung des Palastes bei. Somit finden die letzten Erkenntnisse zu dieser Thematik dankenswerterweise auch Eingang in die französischsprachige Forschung. Erfreulich ist insgesamt, daß der Katalog eben nicht primär die Exponate kommentiert, sondern in seinen durchgehend substantiellen Begleitaufsätzen Wert darauf legt, wissenschaftliche Erörterungen auf hohem Niveau und neue, die mittelalterliche Gotikforschung befruchtende Ergebnisse zu präsentieren.

Christian Freigang